



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Feiern, Bäder und Landstraßen

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ferien, Bäder und Landstraßen



Ferien! Nicht wahr, es ist zwar kein urdeutsches, aber es ist ein schönes, köstliches, zauberhaftes Wort? Ein Wort für eine so herrliche Sache hat wohl in allen Sprachen einen guten Klang, dem Engländer wird sein Holidays nicht minder gut in den Ohren klingen, als uns Deutschen Ferien. Ein Gymnasialdirektor soll einmal gesagt haben: Ich möchte den Schädel des Mannes küssen, der die Ferien erfunden hat. Er hätte mit diesem überschwänglichen Ausdruck nur einer Empfindung Ausdruck gegeben, die ohne Zweifel von allen Schulmeistern und der gesamten Jugend geteilt wird. Wohin sollte es auch führen, wenn jahraus jahrein und Tag für Tag Weisheit und Bildung auf die armen Köpfe niederregnete, wenn die junge Menschheit immer mit Voldampf die Arbeit an ihrer Vervollkommnung über sich ergehen lassen müßte, als ob der lebendige Organismus nicht noch weit mehr als die tote Maschine eine Grenze und ein Ende seiner Leistungsfähigkeit hätte? Wird eine Maschine überangestrengt, so fängt sie in ihrem Gange zu hapern und zu knarren an, und endlich bricht wohl etwas an ihr entzwei; wird von einem Menschen zu viel verlangt, so melden sich seine beleidigten Muskeln oder Nerven und bitten um Schonung. Erst kürzlich soll irgendwo in einer Gemeinde des deutschen Reiches die Gehaltserhöhung der Volksschullehrer von der Möglichkeit, ihre Arbeitskraft besser auszunutzen, abhängig gemacht worden sein; man ist also berechtigt, den Argwohn zu hegen, daß es Leute gebe, die die Notwendigkeit der Ferien zwar für sich selbst, aber weniger für die Schüler und am wenigsten für die Lehrer einzusehen vermögen. Wehe der zukünftigen „Schulreform,“ die auch die Ferien anzutasten unternähme!

Aber der Satz von dem Bedürfnis der Ferienzeiten hat heute eine Geltung gewonnen, die weit über die Mauern der Schulhöfe hinausreicht. Der moderne Mensch überhaupt hat eine so aufreibende Thätigkeit oder führt ein so abspannendes Schnellleben, daß er sich zuweilen dem Nichtsthun ergeben und der Ruhe pflegen muß. Deshalb ist die Ausdehnung der Ferien auf immer weitere Kreise eine der großartigsten Erfindungen der erfindungsreichen Neuzeit. Deshalb werfen die, die sich von ihrer Arbeit nicht losmachen und

sich keine Sommererholung gönnen können, Geschäftsleute, Ladeninhaber, Handwerker und so fort, nicht selten die vorwurfsvolle Frage auf: Wer giebt uns denn Ferien? Neidisch blicken sie den Glücklichen nach, die das ewige Einerlei der Amts- und Geschäftspflichten einmal abschütteln und im Besitze eines „zusammengestellten Fahrscheinhefts“ oder einer „festen Rundreise- oder Saisonfahrkarte“ in die Ferne, in die Bäder und Sommerfrischen eilen oder Schmetterlingstouren von Ort zu Ort unternehmen können. Die Post, die Eisenbahn, die Gerichtsverwaltung, die Großkaufmannschaft und Großindustrie, alle haben es der Schule nachgemacht und ihren Beamten und Angestellten einen Anspruch auf eine Urlaubszeit gewährt, in der sie sich erholen und aufhalten können, wie und wo es ihnen beliebt, in der sie, anstatt zu „schuften“ oder wie sonst die lieblichen vulgären Ausdrücke für des „Lebens Würze,“ die Arbeit, heißen mögen, das Recht haben, den Baron zu spielen, zu „baronisiren.“ Es würde einen allgemeinen Aufruhr geben, wenn man sich einfallen lassen wollte, ein solches einmal bewilligtes und bereits gewohntes Recht zurückzunehmen. Für die leitenden Persönlichkeiten, für die Fabrik- und Kaufherren, für die Grund- und Kapitalbesitzer versteht es sich fast von selbst, daß sie eine Zeit lang ihre Thür schließen und verreist sind.

Was ursprünglich nur einem Bedürfnis entstammte, ist dann nach dem gewöhnlichen Verlauf Mode geworden, Mode, die alle mitmachen. Alle Welt, soweit sie zu leben versteht und zu leben hat, nimmt sich Ferien oder läßt sie sich geben. Auch der Proletarier bekommt gelegentlich Ferien oder weiß sie sich zu verschaffen. Aber die allgemeine Freiheit und Gleichheit ist auch in dieser Beziehung noch nicht verwirklicht, und es ginge natürlich nicht, daß alle, wie und wann sie wollten, zu arbeiten aufhören und, wohin und so weit sie wollten, drauf losreisen könnten; die Welt, die dann entstünde, wäre noch sonderbarer als die, in der wir gegenwärtig leben. Die rechte Ordnung fehlt schon heute: der eine hat Ferien, der andre keine, der eine hat genug, der andre zu wenig, der eine hat immer, der andre niemals Ferien.

Die Ferien haben eine gewisse sozialpolitische Bedeutung. Sie sind für die, denen sie zu teil werden, in dem Kreislauf des Jahres, was in dem Abschnitt der Woche der Sonntag ist. Die Gesamtheit hat wie beim Sonntag, so auch bei den Ferien ein Interesse daran, wer die freie Zeit erhält und wer nicht, auch daran, welcher Gebrauch von ihr gemacht wird. In dieser unscheinbaren und doch so schwierigen Frage, wie die Arbeits- und Feiertage und -wochen für das gesamte Volk anzuordnen und zu verteilen sind, steckt der Kern unsrer sozialen Frage, wie in der Aufstellung des Lehrplans und der Bestimmung der Schulstunden und -wochen die ganze Erziehungsfrage. Wären die Ferien allgemein eingeführt, so würden sie gewissermaßen eine lange Sonntagsruhe sein, aber man würde bei einer solchen Einrichtung, wenn sie überhaupt ins Leben treten könnte, dieselbe Erfahrung machen, die man jetzt

mit der Sonntagsruhe gemacht hat, nämlich: eines schickt sich nicht für alle. Während der Ferien der Allgemeinheit würden viele Leute gerade ihre Hauptarbeit im ganzen Jahre zu verrichten haben, da feiernde Menschen unter anderm bedient, unterhalten und belustigt sein wollen, also die, denen die Erfüllung dieser Aufgaben zufiele, thätig sein müßten, und zwar doppelt und dreifach, je größer die Zahl die Feiernden wäre. Wenn man sich übrigens dächte, daß nicht alle ihre Ferien zu derselben Zeit hätten, wenn man den Begriff der Ferien als eine periodisch wiederkehrende und länger andauernde Einschränkung jeder Berufs-, Geschäfts- und Lohnarbeit faßte, so dürfte es als nicht ganz ausgeschlossen erscheinen, daß eine ähnliche Einrichtung in irgend einer Zukunft einmal verwirklicht würde. Ob nun in einer spätern Zeit alle ihre Ferien bekommen werden oder nicht, soviel ist gewiß, daß die Forderung der „Ferien für alle“ zu einem politischen Schlagwort ebenso gut geeignet wäre, wie die des Sonntags für alle und wie jede Forderung für alle oder, mit andern Worten, nach Gleichberechtigung. Warum sollte sich nicht in einem Parteiprogramm neben der Forderung eines freien Sonntags die eines freien Monats, neben der eines „Normalarbeitstags“ die eines Normalarbeitsjahrs (von so und so viel Monaten) recht gut ausnehmen? Natürlich müßte jeder, der es bedürftig wäre, von Staats wegen an seinem Sonntag und in seinen Ferien freigehalten werden und einen Vergnügungszuschuß zu seinem Lohn bekommen, etwa wie die Soldaten bei besondern Gelegenheiten eine Löhnungszulage; denn was kann eine arbeitsfreie Zeit nützen, in der man hungert und durstet und traurig ist? Aber das ist ja lauter Zukunftsmusik, und wir leben in der „heutigen Gesellschaft,“ aus der wir nicht mit einem Saltomortale in eine andre hinüberspringen können, die sich, wie uns selbst die Sozialdemokraten lehren, durch allmähliches Wachsen oder Hineinwachsen, das heißt also langsam verwandelt.

Die Sozialdemokratie wäre die Partei, die ein solches Schlagwort: „Ferien für alle!“ am besten verwenden könnte. Leider ist auch diese Partei trotz ihrer unbeugsamen Logik in ihrem Reden und Wollen und ihrem Thun und Lassen nicht ohne Widerspruch und Unklarheit. Die Sozialdemokratie hat wie alles Menschenwerk ihre Vorzüge und ihre Fehler. Wozu benutzt sie den von ihr dringend begehrten Sonntag? Zur Arbeit! Zu einer Arbeit eigner Art, indem sie z. B. Versammlungen oder Sitzungen, die für die Redner wie für die Zuhörer anstrengend sind, veranstaltet, indem sie ihre Agitatoren trotz Wind und Wetter und Hitze und Kälte auf wahre Kriegsmärsche von Dorf zu Dorf in der Umgebung der Städte hinauschießt; sie läßt die von der bürgerlichen Gesellschaft in der Woche geplagten Menschen sich für ihre Parteizwecke in Sonntagsüberstunden abmühen. Die Sozialdemokratie weiß die Wohlthat der Ferien zu würdigen, aber macht sie selbst Ferien? kennt sie eine Waffenruhe, führt sie ihren Feder- und Wortkrieg nicht ohne jede Unter-

brechung fort? Lafargue, ein französischer Sozialdemokrat, hat ein „Recht auf Faulheit“ geschrieben, das von dem einen bis zum andern Ende ein begeistertes Loblied auf die Ferien ist, und dennoch ist er selbst nur theoretisch faul; aber was soll man von Philosophen halten, die sich selbst nicht treu sind und nicht so weise leben, wie sie denken! Trotz der Hundstage stritten sich der „Kollege“ Bollmar und seine Gegner herum, mögen dies nun Liebknecht und Bebel oder der Partei- oder der Fraktionsvorstand oder die sogenannte Gesamtpartei sein. Ach, selbst die Laufbahn als Führer der Sozialdemokratie hat ihre Schattenseiten, sie machen sich, wenn es ihre politischen Feinde nicht thun, unter einander das bißchen Leben sauer; diese vielbeschwerten, überarbeiteten Führer der „sogenannten Arbeiterpartei,“ wie sich Minister Herrfurth, sich selbst tröstend, ausdrückte, sie, die sich für die Befreiung des Proletariats aufopfern, sind wahrhaftig auch nicht zu beneiden. Aber wenn sich die Sozialdemokratie jetzt noch keine Ferien gönnt, obwohl nicht daran zu zweifeln ist, daß in ihrem Zukunftsstaat in der That alle Leute und sie selbst ihre Ferien haben würden, so ist offenbar wie gewöhnlich eben nicht sie selbst, sondern die „heutige Gesellschaft“ daran schuld, die sie „zwingt,“ es ebenso wie die andern, also falsch zu machen. Die Sozialdemokratie muß beständig auf dem Posten sein, weil die übrigen politischen Parteien nicht abrüsten mögen; die bürgerliche Presse läßt auf der Eisenbahn und in den Bädern selbst in den Ferien dem reisenden und erholungsbedürftigen Publikum keine Ruhe, und die Arbeiterpresse läßt deshalb in Stadt und Land, in den Wirtschaften und auf der Landstraße dem arbeitenden Volke auch keine Ruhe. Dieselbe Ruhelosigkeit wie auf dem wirtschaftlichen und technischen Gebiet erfüllt unsre mit Schnellpressen druckende und denkende Zeit auf geistigem Gebiete. Nein, die Sozialdemokratie hat Recht, wenn sie die gegenwärtigen Verhältnisse mangelhaft findet, wenn sie die herrschende Unordnung und Unsicherheit tadelt, ihre Kritik der heutigen Zustände würde nicht die hervorragendste Seite ihrer Thätigkeit sein, wenn sie nicht bis zu einem gewissen Grade richtig und unwiderleglich wäre. Gegen ihre positiven Vorschläge mag die bürgerliche Gesellschaft, mögen die Regierungen mißtrauisch sein, denn eine radikale Änderung, wie sie von der Sozialdemokratie gefordert wird, wäre keine Besserung, ja vielleicht ist man sogar schon geneigt, den sozialistischen Lehren der Partei unter dem Namen „Staatssozialismus“ ein zu großes Entgegenkommen zu beweisen, und gerät, indem man alle zufrieden zu machen sucht, wodurch man gerade niemanden zufrieden macht, auf eine schiefe Ebene, auf der sich schwer halten läßt. Die Sozialdemokraten mögen die gegenwärtigen Zustände ausgezeichnet kritisieren, beschreiben und zergliedern, aber gerade weil sie so vorzügliche Kritiker sind, ist es fraglich, ob sie eben so vorzügliche Bessermacher wären. Auch in der Sozialpolitik heißt es: *La critique est aisée, l'art est difficile.* Leider ist

andrerseits nicht gesagt, daß die, die nicht kritisieren oder nicht zu kritisieren verstehen, die Kenntnisse und die Kunst besäßen, es besser zu machen.

Die Sozialdemokratie hat keine gute Meinung von der Art, wie die „Bourgeoisie“ ihre Ferien verbringt. Witze und witzelnde Bemerkungen über das Leben und Treiben der Bourgeois in den Kurorten, in den Sommerfrischen, im Gebirge und an der See bilden eine stehende Rubrik des hervorragendsten Witzblattes der Partei, des „Wahren Jakob.“ Der Hauptfehler, der den Ferien von heute anhaftet, ist die Beschränkung ihrer Genüsse auf das mit den erforderlichen Mitteln ausgerüstete „bessere“ Publikum. Eine Probe der sozialdemokratischen Auffassung sind die folgenden dem genannten Blatte entlehnten Verse, wirkliche Verse, zugleich ein Beispiel unsrer sozialdemokratischen Gegenwarts- und ein Vorgeschmack der Zukunftspoese:

Des Badelebens Herrlichkeit  
Zu schildern ist gefährlich;  
Man weiß, es ist in unsrer Zeit  
Das Volk allzu begehrtlich;  
Da könnte wohl ein frecher Gauch  
Arglistig sich erweisen,  
Der meint, dem Arbeitsvolk sei'n auch  
Zuträglich Badereisen.

Der Schlosser, Tischler, Drechsler, Schmied,  
Schuhmacher und auch Schneider,  
Und was in der Fabrik sich müht,  
Die Weber und so weiter —  
Die Arbeitsmänner weit und breit,  
Die schaffen viel und schwitzen,  
Sie möchten auch zur Sommerszeit  
In einem Bade sitzen.

Die Sozialdemokratie als eine Partei, die den Fortschritt, die Kultur und Wissenschaft zu vertreten behauptet, ist nicht an sich gegen die Badereisen und das Badeleben, sie wünscht nur von ihrem Standpunkt, daß auch „die Arbeitsmänner weit und breit“ an die Reihe kommen, weil, wie sie als letzten, uns nicht als stichhaltig erscheinenden Grund angiebt, „alles allen gehören“ soll. Aber in gewisser Beziehung ist dieser Wunsch nicht so ungereimt, als manche auf den ersten Blick glauben möchten. Man braucht sich nur daran zu erinnern, daß seit einer Reihe von Jahren Ferienkolonien für die Kinder der Ärmern eingerichtet worden sind, die nach und nach vergrößert und vermehrt worden sind und sich durchaus bewährt haben; warum sollte es unmöglich sein, Erwachsene zur Kräftigung und Erholung in ähnlicher Weise auszusenden? Der vollstümliche „Dichter“ jener Strophen hat sich sicher nur zum Mundstück der Gedanken von vielen „zielbewußten“ Arbeitern gemacht, die seine Ansichten vollkommen teilen. Der Unterschied der Bildung ist zwischen

vielen „Bourgeois“ und „Arbeitern“ keineswegs so groß, daß er die Arbeiter sämtlich von dem Zusammenleben mit den übrigen in den Bädern ausschöpfe. Es giebt Arbeiter in Menge, die dieselben Bedürfnisse und Empfindungen wie die Bourgeois haben, und da sie zugleich moralisch reif, aufgeklärt und gebildet genug sind, in der passenden Kleidung jede „Saison“ mitmachen zu können, ohne aufzufallen und anzustoßen, nicht einsehen werden, warum die allgemeine Mode sie und nur immer sie nicht gelten und mitzählen läßt. Lieber Gott, was gehört denn schließlich zu einem „gebildeten“ Auftreten? Die Bildung ist oft erstaunlich oberflächlich, die Gesellschaft ist in diesem Punkte sehr anspruchslos, Unterscheidung von mir und mich, etwas „Literatur“, Besuch des Theaters, fleißiges Lesen der Zeitungen und „Journale“ und ein paar Tanzstunden sind völlig genügend, besonders wenn das Ganze mit etwas Firnis überstrichen ist und die Kleider dazu kommen, die zwar keine Menschen, aber bekanntlich „Leute“ machen. Die „höhere Schule“ allein thut es nicht, und selbst einem ehemaligen Gymnasiasten kann es unter Umständen begegnen, daß er vor der Redegewandtheit, der Schreibfertigkeit und den geschichtlichen Kenntnissen eines einfachen Arbeiters, der sich in seinen Mußestunden weitergebildet hat, die Segel streichen muß. Wenn also schon in dieser Hinsicht die intelligenten Arbeiter der großen Städte nicht begreifen werden, warum ihnen die Genüsse des BADELEBENS vorenthalten werden sollen, so ist außerdem die sogenannte Bourgeoisie so unklug, sich dieses Leben so angenehm zu machen, daß es notwendig den „Reid der besitzlosen Klasse“ erregen muß. Ob man selbst Gelegenheit hat, sich das noble Treiben anzusehen, ob man die verlockenden Beschreibungen oder die zum Besuch anfeuernden Reklamen liest, ob man die Abbildungen in den illustrierten Zeitschriften mustert, der Wunsch ist allzu natürlich, daß man auch dabei sein und mitthun möchte. Wie es im Bade zugeht, das wissen auch die, die niemals dort gewesen sind, und wenns auch nur vom Hörensagen wäre. Nehmen doch die Herrschaften ihre Dienstmädchen mit, da diese allein und auf eigne Faust wohl noch nicht ins Bad reisen, und die zurückkommenden versehen dann nicht, den zurückgebliebenen Bekannten zu erzählen, wie schön es war. Es soll vorkommen, daß Dienstmädchen so erpicht auf die Badezeit sind, daß ihre Herrschaften schon ihretwegen in irgend ein Bad gehen müssen! Das ist die Folge der Kultur, die alle Welt belect. Das neunzehnte Jahrhundert — natürlich *fin de siècle*, denn seltsamerweise hat man sich angewöhnt, unter dem neunzehnten Jahrhundert die glanzvollen Jahre nach 1870 zu verstehen; die Deutschen vor Anno 1848 haben von dem wahren Wesen dieser seit Bestehen der Welt fortgeschrittensten „Epoche“ keinen leisen Begriff gehabt — dies Jahrhundert der Kultur hat nichts Vollkommeneres, nichts Feineres hervorgebracht, als ein „fashionables“ Bad. Das Bajä des alten kaiserlichen Roms kann sich mit den vornehmen Sammelplätzen unsrer feinen Welt nicht messen, so wenig wie

das alte Rom selbst mit unsern „Großstädten.“ Wie viele Bajäs haben wir heute, welche stolze Namen- und Rangliste läßt sich von ihnen zusammenstellen, und was ist das gerühmte antike Meerwunder gegen die Wunderstätten, die wir mit allen möglichen großartigen, von der Wissenschaft und Technik ausgeklügelten Verbesserungen ausgestattet haben?

Wenn es sich darum handelte, anzugeben, was für unsre Zeit sozusagen typisch ist, so würde es niemand einfallen, ein Winkelblättchen in Schilda oder eine fünfzigige Postkutsche oder eine abgelegne Kleinstadt zu nennen, ebenso wenig ein in einer Ecke verstecktes Wellen- oder Luftbad der See oder des Gebirges mit einigen einsamen Gästen; das Große, also auch die großen Bäder sind das Kennzeichen unsrer Zeit. Das Kleine kann ihren hohen Anforderungen nicht genügen. Unter den Linden in Berlin ist jüngst ein neuer Prachtbau, ein großes Theater mit Café, Restaurant und Hotel entstanden, so groß, daß es sich fragt, ob sich die Unternehmer nicht verrechnet haben, indem sie ihrer Zeit vorausgeeilt sind, da selbst Berlin für etwas so Großartiges vielleicht noch nicht groß genug ist. Wie der Welthandel „unter dem Zeichen des Weltverkehrs“ weit höhere Ansprüche mit seinen riesigen Schnell dampfern an die Lage und die Einrichtungen der Seehäfen stellt als ehemals, so haben die Bäder immer schwierigere und umfänglichere Bedingungen zu erfüllen, wenn sie mit der Zeit fortschreiten wollen. Der Badeverkehr wird immer lebhafter, der Andrang steigt mehr und mehr, die Gesellschaft wird fatter und verwöhnter. Ein auf der Höhe der Zeit stehendes Bad muß zunächst gute Eisenbahn- und unter Umständen auch gute Dampferverbindungen haben, besonders mit den Großstädten, und zwar sowohl häufige wie schnelle Verbindungen. Die Tag- und Nachtschnellzüge müssen an den Endpunkten nach allen Richtungen gute Anschlüsse haben, unterwegs nicht zu oft anhalten und „durchgehen“ oder wenigstens „Durchgangswagen“ haben. Die Dampfschiffe müssen groß sein und sicher, ruhig und schnell fahren. Die Reisenden müssen, wenn irgend möglich, mit dem Dampfer oder Zug bis unmittelbar in den Bestimmungsort, nahe an die Thür des Quartiers, das sie beziehen wollen, gelangen können. Die Kosten der Fahrt aber sind für die Badegäste möglichst zu ermäßigen, besonders für die entfernter wohnenden, damit der Besuch der Bäder nicht leide, und in der Erwartung, daß der vermehrte Verkehr den Unterschied in den Einnahmen bei den niedrigeren Fahrpreisen mehr als ausgleichen werde. In den Kurorten selbst müssen Eisenbahn und Post ebenfalls prompt ihre Pflicht thun, und wenn auch ihr Personal für die Badezeit verdoppelt werden müßte, Briefe, Zeitungen und Telegramme müssen pünktlich bestellt werden, denn von der „Welt“ will man auch im Bade nicht abgeschnitten sein, und ohne Zeitungen kann man nicht mehr leben. Der Badeaufenthalt muß den Gästen in jeder Beziehung angenehm und bequem gemacht werden. Spazierwege, Aussichtspunkte, Erfrischungshallen, gemütliche

Behausungen, musikalische Ohrenschmäuse, Tanzvergünstigungen, Spiele, Sport, Stat, echte Bräus und Kinderfeste, für das alles muß reichlich gesorgt sein. Die Langeweile, die sich merkwürdigerweise in dem dolce far niente leicht einstellt und das Badeleben verleidet, darf gar nicht aufkommen, sie ist mit allen Mitteln wegzubannen. Die Verpflegung der Gäste darf selbstverständlich nichts zu wünschen übrig lassen, denn diese selbst sorgen nicht für den kommenden Tag und für des Leibes Notdurst und Nahrung, sondern lassen sich vorsetzen und begnügen sich mit der Anstrengung des Zugreifens: das reine Schlaraffenleben. Auch die natürlichen Vorzüge der Lage eines Badeortes sollen so sein, daß er ein kleines Paradies auf Erden bildet, man kann beobachten, daß die Ferienreisenden auch ihre Ansprüche an die Natur und die landschaftlichen Reize höher und höher schrauben; findet jemand einen Ort an der norddeutschen Küste idyllisch, lieblich, herrlich, so kann er das Unglück haben, von einem Weitgereisten belehrt zu werden, daß er erst in Norwegen wirklich schöne Punkte und Gegenden kennen lernen könne. Die Hauptsache ist aber schließlich nicht, daß das Badeleben lustig ist, sondern daß es so gesund ist, so sehr gesund! Jeder Gast trägt das erhebende Bewußtsein mit sich herum, daß er mit allem, was er thut, der hehren Pflicht der Erhaltung und Förderung seiner wertten Gesundheit genügt, dies Bewußtsein verleiht ihm eine höhere Weihe, und neu gestärkt hofft er, den sich nähernden bösen nordischen Feind, den Winter, glücklich zu überstehen. Es muß in den „Fremden“ ein stolzes Gefühl wachrufen, daß ihnen, damit sie gesund werden und bleiben, gewissermaßen der ganze Fleck Erde, der das Bad ausmacht, und die gesamte Einwohnerschaft, die „Eingebornen,“ unbeschränkt zur Verfügung gestellt sind. Ach, das Leben fin de siècle ist doch schön! Die Bade- und Touristenorte sind wirklich die Schoßkinder unsrer Zeit. Als das Gesetz über die Sonntagsruhe eingeführt wurde, wurden amtliche Ausnahmebestimmungen erlassen, damit die Lieblingskinder keine Klagen anstimmten, denn ihr Klagen und Jammern wäre am wenigsten zu ertragen. Als die grimmige Cholera ins deutsche Land einzog, ängstete man sich sofort in den Bädern und um die Bäder, und ihre Besucher und beeilte sich, Anstalten, zuweilen übertriebene Anstalten zu treffen, damit auch sie vor jeder Ansteckung bewahrt blieben, man wußte, was für die laufende und die folgenden „Saisons“ auf dem Spiele stand. „Die Bourgeoisie — schrieb damals der Vorwärts — hütet ihre Sommerfrischen wie einen Augapfel.“

Badegäste gehen natürlich allen Erörterungen aus dem Wege, die ihnen die gute Laune verderben könnten. Das ist der Grund, warum sie für gewöhnlich die Erwähnung des Gespenstes der „heutigen Gesellschaft“ vermeiden. Aber sie können doch nicht umhin, die „soziale Frage“ zu berühren, weil sie überall zu Hause ist und den reisenden Deutschen fast so gespenstisch und hartnäckig verfolgt, wie jenen Engländer das Marlborough s'en va-t-en guerre;

der Pferdefuß des Sozialismus, dieses feindlichen Zwillingbruders des Kapitalismus, kommt überall zum Vorschein, wenn auch nur von Gehalten, Löhnen, Preisen, Tarifen, Vereinen und Epidemien geredet wird. Es ist merkwürdig, daß, so scharf sich die Badegesellschaft nach unten absondert und abschließt, doch in ihr selbst ein gewisser demokratischer Zug, ein Prinzip der Gleichheit hervortritt. Die Badegesellschaft ist so „zielbewußt“ und solidarisch verbunden wie das Proletariat, sie bildet eine Gemeinschaft, in der der Einzelne sich dem Willen der Gesamtheit unterordnet, weil er dasselbe will wie sie. Die Gemeinsamkeit zeigt sich in den Vergnügungen, im Zeitvertreib, in den Mahlzeiten, im Anzug, in der gleichen Kurtaxe; auf die Verschiedenheit der Standes- und Rangverhältnisse wird weniger gegeben, als sonst üblich ist. Das Verweilen im Badeorte ist an eine einzige allgemeingiltige Bedingung geknüpft, nämlich an die Zahlungsfähigkeit. Wenn auch die Höhe der Ausgaben nach oben zu in das Belieben der Einzelnen gestellt ist, so ist doch eine untere Grenze in dem Besitz von Geldmitteln für alle vorgezeichnet. In wessen Kasse eine tiefe Ebbe eintritt, die unter die stillschweigend vorausgesetzte Normalgrenze hinabreicht, der hat den Staub von den Füßen zu schütteln, für den werden die Pforten des Paradieses geschlossen. Wie sich der der untersten Stufe der Einkommensteuer angehörende ohne Frage zu den „Besitzenden“ zählen kann, so kann sich der, dessen Varmittel jene untere Normalgrenze erreichen, den Luxus des BADELEBENS mit vollem Recht gestatten. Infolge dieser weisen Einrichtung weiß man, daß alle Besucher eine gespickte Börse mit sich führen, alle sind sich eben auch insofern gleich, daß sie über die erforderliche klingende Münze verfügen. Die für das schnöde Geld käuflichen Genüsse sind auch verhältnismäßig gar nicht so teuer. Wenn man die Welt wie Luise Nebentisch nur nach den fashionablen Bädern und den feinen Vierteln der Großstädte beurteilte, so würde man von einem modernen Elend keine Spur finden, Elend! — wie lächerlich, die Badegäste sind oder thun und scheinen alle „wohlsituiert.“

Im allgemeinen vermögen die besuchtesten Bäder ihren Gästen für wenig Geld das meiste zu bieten, ähnlich wie eine Fabrik ihre Waren desto billiger und besser zu liefern vermag, je größer ihre baulichen Anlagen und ihr Absatz sind. Der Kleinbetrieb scheint sich auch hierin auf die Dauer nicht gegen den Großbetrieb behaupten zu können, seine Leistungen können entschieden nicht gegen die des überlegenen Mitbewerbers aufkommen. Das Emporkommen der „Großbäder,“ wenn man so in Anlehnung an das Wort Großstädte sagen darf, ist von denselben Bedingungen abhängig, auf denen die kapitalistische Wirtschaft und ihr Anhängsel, die Sozialdemokratie, überhaupt beruhen. Großstädte und Großbäder, Kapitalismus und Sozialismus verdanken ihr Dasein und ihre Macht dem Einfluß der gestiegenen Bevölkerungsdichtigkeit, sie würden ohne die Massenanhäufung, ohne die Riesenzahl von Menschen nicht sein. Da

der Kapitalismus und Sozialismus sind geradezu die großen Zahlen. Das neunzehnte Jahrhundert huldigt überall dem Götzendienste der Masse, der Mehrheiten und betet die eindrucksvollen mehr- und viestelligen Ziffern an. In jedem Lehrbuch der Erdkunde findet sich schon eine hübsche Rangordnung der Länder und Städte nach der Zahl ihrer Einwohner, an der Spitze die Millionenstaaten und -städte, unten an die kleinern und zugleich geringern und unbedeutendern mit bloßen Hunderttausenden und endlich Tausenden. Der Lieblingssport der Zeit ist Zählen und immer wieder Zählen, und die modernen Menschen sind von dem wunderlichsten Stolz auf die Zahl besetzt. Wie ist alles bei einer Reichstagswahl aus dem Häuschen, wie emsig wird gerechnet und gezählt, und gezählt und gerechnet, wie schreien die Parteien ihre Stimmen in die Welt hinaus, und wie sehr weiß die Sozialdemokratie mit den Arbeiterbataillonen, die sie aufmarschieren läßt, und mit den Mandaten, die sie zu erobern droht, zu renommieren! An den Stolz heftet sich die Angst, atra cura, vor einem möglichen Stillstande oder Rückgange. Ängstlich wachen die Parteien über ihre Stimmen-, die Zeitungen über ihre Abonnenten-, die Städte über ihre Einwohner- und die Bäder über ihre Fremdenzahl. Denn im allgemeinen haben die großen Zahlen den größten Zulauf, die Zahlen bestechen und berücken die Herzen der Menschen, bewegen sie zum Abonnement auf die Zeitung, zum Anschluß an die Partei, zur Übersiedlung in die Stadt und zum Besuch des Bades. Deshalb wird in den Bädern während der Saison mit unablässigem Eifer gezählt, die Badedirektion zählt, die Badezeitungen zählen, die Wirte und Gäste, die Eingebornen und Fremden — alle zählen. Jeder, der sich im Bade blicken läßt, wird gebucht, sein Name prangt in der „Kurliste,“ in der das jeweilige Fazit aller Namen unter der Bezeichnung „Gesamtfrequenz“ gezogen wird, und das ist eine Zahl von ungemeiner Wichtigkeit, weil sich in ihr der Gang des Geschäfts, die Anziehungskraft des Ortes, die Zu- oder Abneigung der Mode und der öffentlichen Meinung, kurz, der Ruf und der Kredit „exakt“ widerspiegeln. Die Zahl spielt für die Bäder dieselbe Rolle, die sie in unserm ganzen öffentlichen Leben spielt. Es muß ein Geheimnis in diesen großen Zahlen stecken, ein Geheimnis, wie man es in den Pyramiden der alten Ägypter hat entdecken wollen; man stellt heute Zahl zu Zahl, wie die Ägypter auf Geheiß ihrer Pharaonen Stein auf Stein legten. Welches Leben muß der Neubau einer Riesenpyramide in der leeren Wüste hervorgebracht haben, und welches Leben wird heute aus dem Boden gezaubert, wenn auf einer öden, sandigen Nordseeinsel ein Aktienbad gegründet wird! So zählt denn und zählt! Zählt immer zu die Bewohner der Städte und die Besucher der Bäder, die Anhänger der Parteien und die Soldaten der stehenden Heere, die Leute mit einem Einkommen unter und über zweitausend Mark, zählt die Opfer der Kriege, der Unfälle und der Cholera, und, wenn ihr könnt, zählt die Bazillen; warum solltet ihr dem großen Geheimnis des Seins nicht

durch Addiren auf den Grund kommen können? Aber nehmt euch nur in Acht, daß ihr recht vollständig und wissenschaftlich verfährt, daß ihr nichts vergißt und überschlagt!

Man sollte glauben, daß in einer Zeit, wo die Eisenbahnen den größten Teil des Personen- und Warenverkehrs vermitteln, wo alles womöglich mit Dampf und Maschinen getrieben wird, wo sich die städtische Bevölkerung im Verhältnis zur ländlichen ganz außerordentlich vermehrt, wo die Städte im Sommer scharenweise in die Bäder ziehen, um dort die Wohnräume in den Häusern und Gastwirtschaften von der Diele bis zum Dach mit Beschlag zu belegen, daß in einer solchen Zeit die alten guten Landstraßen veraltet und verödet sein müßten. Einige Gegenden müssen natürlich ausgenommen werden, die im Sommer von Schwärmen von Touristen überfallen zu werden pflegen. Aber trotz alles Touristentums liegt uns die Zeit doch recht fern, wo der brave Seume, um billig nach Syrakus zu kommen, „spazierengehen“ mußte; der Unterschied zwischen Seume und uns ist, berlinerisch, weltstädtisch gesprochen, „pyramidal.“ Heute würde man sich einfach auf die Bahn begeben, den Sitzzug besteigen, sich in eine Ecke des engen „Wagenabteil“ drücken und drauf losfahren, wobei man sich im stillen ärgert, daß es nicht schneller geht, bis man dann mit Befriedigung vernimmt, daß man da ist, wohin man wollte. Wer irgend kann, benutzt zum Reisen die Eisenbahn, wenn es auch in der vollgepfropften vierten Klasse eines „entsetzlichen“ Bummelzuges wäre, und die Sozialdemokraten sollen Sonntags schon Reiseagitatoren geeignete Strecken hin und her befahren lassen, um durch Verteilen von Zeitungen während der Fahrt „das Volk aufzuklären.“ Dennoch irrt man sich, wenn man meint, die langen nach Macadams Art gepflasterten Straßen oder Chausséen, auf deren Erfindung man sich im Anfang unsers Jahrhunderts so viel zu gute that, wären wenig oder gar nicht mehr belebt. Da man unter „Verkehr“ nicht den Verkehr der Landstraßen mehr zu verstehen pflegt, da man unter „Reisen“ nicht mehr das Reisen auf Schusters Kappen und unter „Reisenden“ nicht die „reisenden Handwerksburschen“ meint, so kann man leicht zu dem Glauben verleitet werden, die Landstraßen brauchten nicht mehr mitgezählt zu werden. Weit gefehlt! Die Landstraßen haben ihr Stammpublikum, ihren täglichen Durchgangsverkehr, ihre „Saison“ so gut wie unsre Bäder, ziehen im Sommer die „Fremden“ an und werden im Winter hauptsächlich von den festhaften „Eingebornen“ benutzt. Allerdings trotz aller Berührungs- und Vergleichungspunkte trennt ein riesiger Abstand die Bäder und ihre Gesellschaft von den Landstraßen und ihren Wanderern; wie fein trifft ihn die Sprache: ins Bad „begiebt man sich,“ auf die Landstraße „wird man geworfen.“ Geworfen!

Die großen Landstraßen, die Heerstraßen, die große Städte mit einander verbinden, haben, gleichviel ob sie landschaftlich schöne oder einförmige Gegenden durchschneiden, eine Sommerfrequenz, die sich der unsrer großen Bäder

getrost an die Seite stellen kann, ja sie sogar übertrifft. Hier werden zwar die Gäste und „Passanten“ nicht so sorgfältig wie in den Bädern gezählt, und die Namen dieser namenlosen Leute werden in keiner Liste zusammengestellt, aber man kann sich einen Begriff von ihrer „stattlichen“ Zahl bilden, wenn man gewissermaßen Stichproben macht und darauf achtet, wie sie unaufhörlich in neuen Schüben, einzeln, zu zweien und dreien und in ganzen Trupps einherziehen. Eine Vorstellung von dieser „Gesamtfrequenz,“ von der Lebhaftigkeit dieses Verkehrs gewinnt man auch, wenn man Angaben liest, wie daß im Jahre 1891 allein im Großherzogtum Hessen 2599 „Bettler und Landstreicher“ abgeurteilt worden seien. Aber die Wanderer auf der Landstraße sind durchaus nicht alle das, was man unter Bettlern und Landstreichern zu verstehen gewohnt ist, selbst wenn sie einmal zufällig zu ihrem Unglück in diese juristische Kategorie hineingeraten sollten, sie gehören nur zum Teil dem Lumpenproletariat, dem elenden fünften Stande an, zum Teil dagegen der „industriellen Reservearmee,“ auf die die organisierte Sozialdemokratie ihre marxistischen Hoffnungen setzt. Wenn in einem modernen „Verdichtungsmittelpunkte“ des Menschengewühls eine Krise der Produktion, ein Massenstreik, eine menschenhirnraffende Seuche oder ein ähnliches allgemeines Unglück ausgebrochen ist, wodurch viele Existenzen zu Grunde gehen, verklumpen und aufs Pflaster geworfen werden, dann sind auch die feiernden und flüchtenden Vertreter der nationalen Industrie in großer Menge auf der Wanderung zu finden. Aber unter allen Kunden der Landstraße besteht ein gewisser Zusammenhang, ein „Solidaritätsgefühl“; selbst dies Fremdwort ist manchem unter ihnen durchaus geläufig. Auch sie besitzen den Stolz auf die Zahl, von dem unsre ganze Zeit erfüllt ist, ihre Masse flößt ihnen ein Gefühl der Stärke ein, das ihnen Zukunftshoffnungen vorgaukelt, Luftschlösser, die in einem sonderbaren Gegensatz zu ihrem gegenwärtigen Elend stehn. Für die Zulassung in ihre Gemeinschaft ist eine gewisse obere Normalgrenze des Besitzes nötig, wie in den Bädern eine untere, und wer sich auffällig besser als die übrigen steht, wird als halber Bourgeois angesehen. Es herrscht hier demokratische Gleichheit und Brüderlichkeit, Genüsse sind nicht vorhanden außer der hier gänzlich kostenlosen „Naturkneiperei,“ eine Kurtaxe wird deshalb ausnahmslos nicht erhoben, es wird im Freien getaselt und bei „Mutter Grün“ im Angesicht des gestirnten Himmels auf der bloßen Oberfläche der Erdoberfläche geschlafen, oder man kehrt in Hotels ein, die Herbergen und bezeichnenderweise meist Herbergen „zur Heimat“ (auch eine Heimat!) heißen. Der Anzug ist durchweg unelegant und unansehnlich, oft recht schäbig und abgerissen und zuweilen merkwürdig bunt. Ansprüche an „Bildung“ werden nicht gemacht; auch diese Gäste werden eben so wenig wie die Badegäste auf ihr Wissen und Können hin examinirt, aber es giebt Menschen mit der besten Bildung darunter, „Bildungsproletariat,“ die die Stufenleiter der Gesellschaft hinuntergestoßen

worden oder hinuntergefallen sind. Im Winter suchen die meisten dieser Wanderer einen sichern Unterschlupf vor den Unbilden des rauhen Wetters, oder sie dehnen ihre Fahrt, wie andre ihrer Landsleute vor der Kälte flüchtend, bis an die Riviera, in die Provence und in die schönen Länder aus, „wo die Citronen blühen.“ Aber wie es Badegäste giebt, die im Seebade überwintern trotz Sturm und Eis, so wird auch die deutsche Landstraße mitten im Winter nie ganz leer.

Diese Kinder der Landstraße sind die Stiefkinder unsrer Zeit, ebenso ver kümmert und zurückgesetzt, wie ihre Halbgeschwister verzogen und bevorzugt sind. Für die einen wird üppig, für die andern erbärmlich gesorgt, dort ist alles Licht, hier alles Schatten, dort ist die Höhe, hier die Tiefe der Erdenfreuden, dort Lebensgenuß in vollen Zügen, hier Kampf ums Dasein auf dem Wege des „Fechtens.“ Ferienleben im Bade, Ferienleben auf der Landstraße — welche Gegensätze! Wie „brillant“ sind die Witze, die die Witzblätter über jenes, und wie saftlos sind die, die sie über dieses bringen; wie elegant und pikant sind die Kostüme der Modeblätter, und wie jämmerlich und trostlos sind die Zeichnungen von Pennbrüdern! Ein Typus fehlt zum Glück noch auf der Landstraße, der der häßlichste von allen wäre, die Proletarierin ist noch nicht so weit „emanzipirt,“ daß sie mit dem Manne wandern ginge; geschähe es jemals, so wäre das Ende aller guten Zucht und Sitte.

Die Vorsehung hat es ja weise gefügt, daß selbst das ärmste Dasein, das des Bagabunden, seine Sonnenblicke hat und nicht jeder Freude bar ist. Auch das Leben auf der Landstraße hat seinen Reiz, und auch ein Bagabund mag zuweilen denken und singen: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt.“ In der schönen Jahreszeit ist es nicht schwer, sich durchzuschlagen. Es giebt arme, elende Leute, die ihre Sommerferien nicht entbehren können, die in jedem neuen Jahr, wenn der Mai gekommen ist, ausfliegen und erst, wenn der Winter naht, sich wieder vor Anker legen, es giebt auch solche, die nur gelegentlich das freie Leben kosten, ohne es sich zur Gewohnheit zu machen. Aber wenn sich auch ein Wandergesell dieser Gattung manchmal glücklich fühlen mag, so schwebt ihm doch immer drohend das Bild der heiligen Hermandad vor Augen, mit der er sich auseinanderzusetzen und zu „benehmen“ und vor der er sich „auszuweisen“ hat. Diese nützliche Gesellschaftseinrichtung, ohne die der Staat nicht bestehen könnte, zeigt sich auch dem Badegast, aber immer nur von der lebenswürdigsten Seite, während sie gegen den Wanderer ein finsternes oder mindestens süßsaureres Gesicht macht und ihn zuweilen packt mit einem: „Haben wir dich einmal, du schlechter Kerl!“ Dann lebe wohl, du schöne Welt, du freies Straßenleben!

Es ist nicht immer angebracht, mit diesen Liebhabern der Sommerferien Bedauern und Mitgefühl zu haben, wir würden nur zu oft erfahren, daß sie es nicht verdienen oder wenigstens dafür nicht erkenntlich und dankbar sind;

aber eine desto größere Sympathie beanspruchen die zahlreichen Gäste, die wandern, um Arbeit zu suchen, und keine finden können, die wider Willen arbeits- und brotlos geworden sind, die in unerwünschte und unwillkommene Zwangsferien versetzt sind. Auch für sie haben freilich die Ferien auf der Landstraße ihr Gutes. Hier wie in den Bädern hat die Zeit nicht den sonst vorausgesetzten hohen Wert; in ihren Ferien haben auch die Zeit, die sonst niemals Zeit haben. Arbeitgeber und „Arbeitnehmer“ verlernen auf diese Weise einmal das nervöse Hasten, die „Arbeitnehmer“ allerdings unter dem lähmenden Druck der Sorge um das liebe Brot. Der gräßliche Spruch aus dem Lande jenseits der Nordsee mit der am höchsten entwickelten Industrie: Time is money wird einmal nichts geachtet, die Minuten sind nicht so kostbar, daß man aller Augenblicke die Uhr zur Hand nehmen müßte. Es hat einen erfrischenden Einfluß auf Körper und Geist, daß man sich auf der Landstraße nur langsam weiterbewegen kann, indem man einen Fuß vor den andern setzt; es ist einmal etwas ganz anderes als von früh bis spät in den dumpfen Räumen einer Fabrik an der Maschine zu stehen und zu arbeiten und das Getriebe der Riemen und Räder halb mechanisch anzustarren und die häßlichen Geräusche, das Surren und Sausen, Stampfen und Stoßen, Dröhnen und Stöhnen halb betäubt anzuhören. Kein Wunder, daß besonders die jüngern Arbeiter oft den unwiderstehlichen Drang nach Freiheit in sich spüren und ohne Ursache in tekem Wagemut aufs Ungewisse fortziehen, froh, dem Räderwerk der ganzen Niesenmaschinerie, die, um den erträumten Fortschritt der Gesamtheit zu bewirken, den Einzelnen zum Sklaven macht, zu entinnen. Hat denn Giusti so Unrecht, wenn er meint: „Nie hat auf Erden sich zurecht gefunden, wer keine Ader hat vom Bagabunden“?

Fort! nur fort! Schon grüßt mich hoch  
 Freier Wipfel Drausen,  
 Aber immer hör ich noch  
 Räderjurren und Sausen.

Auf der Landstraße empfindet der aus dem Käfig entwischte Vogel einen wahren Haß gegen alles, was schnell, was mit Dampf geht. So sehr er an den eilenden Gang der Maschinen gewöhnt war, der ihn zu fortwährender reger Aufmerksamkeit zwang, wenn er nicht eine Nummer in der Unfallstatistik werden wollte, so schnell schiebt er sich in die langsame, schrittweise vor sich gehende Bewegung des Fußwanderns. Die Geschwindigkeit eines vorüberfahrenden Eisenbahnzuges, eines rasch fahrenden Wagens, eines Pferdes, eines Fahrrades kann ihn ärgern: Nur immer langsam voran! So geht ein Extrem ins andre über; Ruhe und Bedächtigkeit folgen auf Überarbeit und Überproduktion. Der Haß gegen alles Schnelle kann in einem anarchistischen Kopfe Gedanken der Zerstörung erzeugen: wie wäre es, wenn wir die Schienenwege zertrümmerten, die Telegraphen umstürzten und die Maschinen in Stücke schlugen, sie, die

uns Lug und Trug vorspiegeln und uns und alle nur unglücklicher gemacht haben?

Es ist grundfalsch, nur die Bäder, weil sie „fashionabel“ sind, für etwas Hochmodernes zu halten, dagegen in den Landstraßen ein altes Erbstück zu sehen, das in die Kumpelkammer gehört. Die Landstraßen sind so „hochmodern“ wie nur möglich. Freilich wenn die Kurgäste in den Bädern gemütlich in den Tag hineinleben, denken sie an ihre Feriengenossen auf der Landstraße nicht, obwohl sie sich sagen könnten, daß die einen es desto schlechter haben müssen, je besser es die andern haben. Die einen leben in Hülle und Fülle, in Saus und Braus, die andern eben darum von der Hand in den Mund. In Ostende und seinesgleichen ergötzt man sich an dem donnernden Getöse der Wogen und freut sich kindlich über einen prächtigen kleinen Sturm; aber gegen das dumpfe Grollen in den Tiefen der menschlichen Gesellschaft ist man taub, und an einen möglichen Ausbruch des Vulkans denkt man nicht.

Durch die Gesellschaft geht die bedenkliche Neigung, sich in zwei Klassen, zwei feindliche Heerlager zu teilen und zu spalten, die sich nicht verstehen, nicht zusammenkommen und sich nicht leiden können. Es ist keine reinliche Scheidung, wenn in beiderseitiger Ausschließlichkeit die „Bourgeoisie“ die Bäder und das „Proletariat“ die Landstraßen besetzt. Es ist nicht gut, auf die lauten Wünsche der einen zärtlich Rücksicht zu nehmen, sich aber thatsächlich oder scheinbar nur wenig darum zu kümmern, wie die andern denken und fühlen, was sie erstreben und begehren, worauf sie hoffen, und worüber sie klagen. Die Sozialpolitiker, von Jean Jacques Rousseau bis zu Riehl und zu Friedrich von Klinggräff, haben sich nicht geschemt, auf die staubige Landstraße hinauszugehen, um das Volk zu beobachten, zu fragen und zu verstehn. Zerfällt eine Nation, wie die Gefahr vorhanden ist, in zwei Teile, die sich einander fremd werden und sich entzweien, so ist es, als ob zwei Pferde vor einen Wagen gespannt würden, die durchaus nicht zusammen gehn wollen, und dann kann sich leicht ein Unglück ereignen. Die Masse des Volkes muß sich, wenn sie den Blick nach oben richtet, nicht durch eine unüberbrückbare Kluft von dem Regiment der Herrschenden abgetrennt und losgerissen fühlen, sondern sich ihm durch eine stufenweise abwärts reichende Gliederung und einen vermittelnden Nährstand angeschlossen und verbunden fühlen. Wirtschaftliche Kräftigung von vielen muß die Lösung sein. Keine Macht der Erde kann alles und jedes Landstraßenelend beseitigen, das ist auch nicht das Ziel, das gegeben ist, das ist nicht der Inhalt eines durchführbaren Sozialismus, sondern das Ziel ist Arbeit, Erholung und Zufriedenheit der obern Schichten des „arbeitenden Volkes,“ das von dem Leben auf der Landstraße nichts wissen will, sowie auskömmliche Existenz des Mittelstandes und des Beamtenheeres. Glaubt man, daß, wenn man alles gehen läßt, wie es will, wenn man das

Publikum der Ferien, Bäder und Landstraßen sich selbst überläßt, daß sich dann schon die Harmonie allmählich von selbst ergeben werde? In dem schönen Augustmonat haben nicht weniger als 11500 Personen im städtischen Asyl Berlins übernachtet, wieder eine „stattliche“ Zahl! Wenn wir auf die Zahl unsrer Asyle, Arbeitskolonien, Herbergen und alle die Wohlfahrtsanstalten, wozu in gewissem Sinne auch die Stadt- und Landarbeitshäuser und selbst die Gefängnisse gehören, stolz sind, können wir auch auf die Zahl der Menschen, die in ihnen Pension beziehen, stolz sein? Als ein wahres Glück muß es erscheinen, daß wir unsre Kasernen haben, in denen unsre jungen Männer Versorgung, Beschäftigung, Arbeit und Urlaub finden, denn man denke sich diese Masse auf die Landstraße „geworfen“ — was dann? Träte dieser Fall ein, so würden die Schreckensbilder, die uns Gregorovius gezeichnet hat, fürchterliche Wahrheit werden. Aber man wird hoffentlich nie vergessen, daß die eine Masse nur durch die andre gebändigt werden kann.

Alle neuen Militärvorlagen beschränken die Zahl der Wanderer auf der Landstraße. Leider gilt für die sozialen Vorgänge bis zu einem gewissen Grade das physikalische Gesetz vom Beharrungsvermögen, und so muß man annehmen, daß weder die Bäder noch die Landstraßen den Höhepunkt ihrer Blüte und ihrer Frequenz bereits erreicht haben. Ob wir im Reiche eine Seuche beherbergen oder nicht, ob wir gute oder schlechte Ernten haben, die Aufgabe, für die Massen im Winter, wenn die Landstraßen mit dem weißen Linnentuch des nassen Schnees zugedeckt sind und unser hartes Klima reichlichere Nahrung und Erwärmung fordert, so zu sorgen, daß kein offener Notstand ans helle Tageslicht tritt, wird immer schwieriger und bedenklicher. In einem Aufrufe eines sächsischen „Landesverbandes,“ der die Gründung von Verpflegstationen für mittellose Wanderer empfiehlt, heißt es: „Nachrichten aus allen Teilen Deutschlands melden ein stetiges Anwachsen der Zahlen wandernder, erwerbsloser Arbeiter. Es ist zu erwarten, daß sich diese Zahlen mit dem Eintritte der rauhern Jahreszeit noch erheblich vergrößern werden. Damit wird aber auch für das Publikum die Bettelplage und die allgemeine Unsicherheit wachsen.“ Ach, solange noch die Besitzenden zum Sammeln und Geben fähig und bereit sind, und solange sich noch die Besitzlosen mit den Geschenken und der Mildthätigkeit und der Armenunterstützung begnügen, mag der Lauf der Dinge ruhig so weiter gehen, mögen sich Sommer und Winter ablösen wie bisher. Wie aber, wenn es einmal auf diese Weise nicht mehr gehen wollte? Dann wird man sich hinterher fragen, wenn man klug geworden ist: Wie kam es doch?

